

„Haben sie nicht Ehrgeiz?“

„Wie alle jungen Leute, Mylord.“

„Das ist keine Antwort. Was wünschten Sie wohl eigentlich zu seyn?“

„Ich habe die Rechte studirt. Eine kleine Anstellung in der Magistratur wäre das höchste Ziel meiner Wünsche.“

„Ah! Sie wollen Recht sprechen — das Laster verfolgen — die Rechte der Bürger schützen — Das ist ein edler Ehrgeiz, dem man Genüge thun muß —“

„Wie? Mylord, Ihre Güte —“

„Wird Ihrer Verschwiegenheit gleich kommen. Sie verstehen mich? Ich sehe es gern, wenn ein junger Mann zurückhaltend ist, wenig spricht, und ein Geheimniß zu bewahren weiß, es sey nun klein oder groß.“

„Ich werde stets Ihrem Wunsche entsprechen, Mylord.“

„Also Adieu. Bleiben Sie in London und lassen Sie mich wissen, wo Sie wohnen. Morgen werden Sie von mir hören.“

Am folgenden Tage empfing Francis in der That das Decret zu einer Anstellung, die hoch über seinen kühnsten Wünschen war, und drei Billcts zu hundert Pfund Sterling unter demselben Umschlage. Er eilte, seinem Wohlthäter zu danken, aber dieser unterbrach ihn barsch bei den ersten Worten.

„Sprechen Sie mir niemals von Erkenntlichkeit,“ rief Lord P.; „unter keiner Bedingung berühren wir jemals diese Saite! Die dreihundert Pfund werden jedes Vierteljahr wiederholt werden.“

Francis konnte vor Erstaunen und Frohlocken kaum zu sich kommen. Er erschöpfte sich in Vermuthungen über das Wohlwollen des Lords; aber er fand sie mit der Zeit alle unbegründet. Lord P. war nur kurze Zeit Witwer geblieben und vermählte sich zum zweiten Male. Bei dieser Gelegenheit verdoppelte er die Zeichen seiner Großmuth und seiner Neigung für seinen Schützling und zugleich sicherte er sein Glück, indem er ihm auf seiner amtlichen Laufbahn schnell von Stufe zu Stufe half.

Nach zehn Jahren bekleidete Francis eine der höchsten Stellen im Londoner Magistrate. Lord P. wurde gefährlich krank. Als er dem Tode nahe war, ließ er Francis rufen und sprach zu ihm:

Ich bin mit Ihnen zufrieden und ohne Zweifel auch Sie mit mir. Sie werden sehen, wie ich Sie in meinem Testamente bedacht habe. — Aber zum Danke verlange ich von Ihnen einen feierlichen

Schwur, daß Sie nach meinem Tode das Geheimniß nicht enthüllen, welches Sie während meines Lebens so getreu bewahrt haben.“

„Ein Geheimniß?“ rief Francis, „ich weiß nicht, was Sie sagen wollen, mein Lord!“

Lord P. richtete sich vom Lager auf.

„Sie wollen also,“ rief er, „den verlangten Eid nicht schwören? — Sie sagen, Sie verstehen mich nicht, wenn ich von jenem verhängnißvollen Geheimnisse rede! — Ach, Francis — ist dieß der Dank für die Wohlthaten, die ich Ihnen erwiesen!“ —

Eine gewaltsame Crisis unterbrach das Gespräch. Lord P. gab kurz darauf den Geist auf. Francis, durch die letzten Worte seines Wohlthäters in die größte Unruhe gesetzt, stellte eine geheime Untersuchung an, und fand endlich die schreckliche Lösung des Räthsels. Lord P. hatte eines Abends bei seinem Landhause seine erste Frau ermordet; bei der Ausübung des Verbrechens war er überrascht worden, oder glaubte wenigstens, überrascht worden zu seyn, und er hatte sich eingebildet, Francis sey dieser Zeuge, in dessen Hand seine Ehre und sein Leben stehe.

Die Sage vom wilden Manne.

Von Joh. Kapelle.

Vor vielen Jahren, erzählt man, als die Gegenden bei Tschernembl mehr bewaldet und weniger bevölkert waren, lebte in dem nahen Gottscheer Gebirge ein wilder Mann, dessen Charakter das Gepräge des Wohlwollens, Gutmüthigkeit und Gemeinnützigkeit an sich trug. — Sein Erscheinen im Schleier der Nacht und sein weihin hallendes Geschrei aus dem Gebirge, setzten die Bewohner dieser Gegenden in freudige Bewegung; denn auf seinen Ruf erhob sich Alles aus der Schlafstätte. Die Zugthiere wurden schleunigst bespannt, und mit dem Frübsten sah man alle Hände auf dem Ackerfelde vollauf beschäftigt. Man bot Alles auf, um das Feld wohl zu bestellen, denn man durfte auf eine segensreiche Ernte mit Gewißheit rechnen.

Drei Mal ließ der wilde Mann seinen Ruf erschallen, daß er weit und breit gehört werden konnte. „Uhu! hu! huu!“ schrie er, „bestellet euer Feld, arbeitet, säet viel, euer Fleiß wird euch gute Früchte, zehnfachen Lohn tragen.“

Durch mehrjährige Erfahrungen im Glauben bestärkt, daß der Rath dieses wilden Mannes von segensreicher Wirkung und sehr wohlmeinend war, ließen sich die Bewohner jener Gegenden auch thä-

tigt angelegen seyn, ihre Felder in möglichst cultivirten Stand zu setzen, und sparten keine Opfer, wo es sich um rechtzeitige Bestellung des Feldes handelte.

Als die Zeit der Ernte herangerückt war, mußte Fleiß und Thätigkeit verdoppelt werden, denn die Saaten gediehen so vortrefflich, daß nichts zu wünschen übrig blieb. Ungewöhnliche Fruchtbarkeit erfolgte immer bei allen jenen Fruchtgattungen, welche auf den Ruf des wilden Mannes der Erde zur wuchernden Vermehrung anvertraut waren. Alle Kornkammern konnten vollgefüllt und in die Zukunft mit Beruhigung gesehen werden, da das Bewußtseyn zur Seite stand, daß die vollen Kornkammern nicht so bald erschöpft werden können. — Die Leute lebten im Wohlstande, und erfreuten sich eines ruhigen, sorgenfreien Lebens. Dieß alles hatten sie nur dem guten Rathe des wilden Mannes zu verdanken.

Um diesen Rathgeber aus ihrem Bereiche nicht zu verlieren, und sich fortwährend des Wohlstandes der Behaglichkeit zu erfreuen, keimte in den Gemüthern der Bewohner dieser Gegenden der Gedanke auf, welchen alsbald der Wunsch verdrängte, sich des wilden Mannes zu versichern und dessen habhaft zu werden. Sie schickten sich also an, dem wilden Mann nachzuspüren, um ihm zu Leibe zu kommen; aber seine natürliche Scheu vor civilisirten Menschen, dessen verwildertes Aussehen wie auch sein rauhes abstoßendes Wesen, ließen lange den gehegten Wunsch, hinsichtlich dessen Habhaftwerdung unbefriedigt, besonders da derselbe sehr gut zu Fuße war.

Es mußte also zur List Zuflucht genommen werden. Man verfertigte zu diesem Behufe einen großen ledernen Stiefel und stellte solchen an den Ort, wo der wilde Mann oftmals gesehen wurde. Einige starke Männer besetzten zugleich diesen Ort, um im Nothfalle den wilden Mann auf andere Art zu überlisten und schlugen in einem Versteck ihr Lager auf.

Der wilde Mann kam, fand aber auch zufällig den hingestellten Stiefel, welchen er sofort anzuprobiren begann. Da der Stiefel sehr groß war und nach vielfältigen Versuchen auf keinen Fuß passen wollte, fiel ihm plötzlich ein, daß beide Füße darin Platz haben dürften. Mit einiger Anstrengung brachte er wirklich den verhängnißvollen Stiefel auf beide Füße. Nun konnte er sich nicht rühren, alle Versuche zu entkommen waren vergebens. Diesen Augenblick ersahen die wachthabenden Männer, eilten

schnell an den Ort, wo der wilde Mann in die Schlinge kam, banden ihm die Hände fest, zogen ihm den Stiefel, der seine beiden Füße in der Faust hielt, aus, und führten ihn, triumphirend über die glücklich gelungene List, mit sich fort. — Allein sie haben sich in ihren Erwartungen getäuscht; dem wilden Manne behagte diese neue Stellung nicht, und da er sich plötzlich der Freiheit beraubt sah, versiel er in Schwermuth, zu der sich sonstige auf seine Gesundheit schädlich einwirkende Zustände gesellten. Die Lebensthätigkeit nahm allmählig ab, bald war er nicht mehr.

Seit dieser Zeit verloren die Bewohner der gedachten Gegend viel des vorigen Wohlstandes, von welchem nichts als die erzählte Sage uns übrig blieb.

(Alder.)

Geistes = Amalgame.

Faubart sagt: „Man liebt heutzutage nur das Colossal = Geistreich.“ — Auch ein bereits im Geschmache abgestumpfter Feinschmecker liebt nur noch das durch eine übermäßige Mischung von Gewürzen Piquante. — Seine Abstumpfung kommt jedoch aus zweierlei Ursachen: Entweder hat er gewöhnliche Kost in solchem Maße verschlungen, daß er den Geschmacksinn für das Feinere verlor, oder er hat seinen Gaumen mit dem höchsten Reiz Darbietenden getödtet, daß ein höherer Reiz nicht mehr für ihn denkbar ist.

Ältern, welche von ihren Kindern Alles nur auf dem Wege der Strenge erzwingen wollen, würden doch nicht ganz so übel thun, die Fabel vom Phöbus, Bornaß und dem Wanderer zu lesen, welcher letztere nicht durch das Sturmwindes Gewalt, wohl aber durch die milden Strahlen der Sonne zur Abnahme des verhöhnenden Mantels bewegt worden war. — Das jugendliche Menschengemüth ist ein gar zartgestimmtes Saiteninstrument, auf dem eine geübte Hand mit sanften Griffen gar anmuthige Weisen in wunderbarer Harmonie ertönen macht, das aber unter den plumpen rauhen Griffen der Gewalt mit schrillendem Klagegetöse zerspringt.

Die Liebe des weiblichen Geschlechtes läßt sich auf dreierlei Art gewinnen: Durch Anziehungskraft des Geistes, des Körpers und des Goldes. Aber so wie die vier Temperamente im Menschengeschlechte sich selten so kräftig aussprechen, daß eines davon rein isolirt herrsche, sondern sie meistens als Amalgame von mehreren oder allen erscheinen, so hängt auch die Liebe des Frauenzimmers meistens von einer Mischung der genannten Anforderungen ab.

Im feurigen Glanze schwebte die anbelebende Himmelskugel herauf, und weckte die Schläfer zu neuem Thun — Freudig sprangen die einen auf zu nützlichem Werke, preisend das erhellende Licht. Aber die andern rieben mürrisch die geblendeten Augen, klagten über die schlummerstörenden Strahlen, und warteten die Dunkelheit ab, um erst unter deren dichtem Mantel ihr düsteres Treiben fortzusetzen.

Eine alte Regel ist es, daß man ein Haus vom Grunde und nicht vom Dachstuhl aus zu bauen beginne. Ist der Grund fest, so wird er das obere Nachwerk mit sicherer Leichtigkeit und unerschütterlicher Festigkeit tragen. — Sollte sich diese architektonische Regel nicht vielleicht auch mit Nutzen auf Geisteswerke anwenden lassen?

Th. Napretb.

R ä t h s e l.

Berfertigt ist's vor langer Zeit,
Doch größtentheils gemacht erst heut.
Hoch schätzbar ist es seinem Herrn,
Und dennoch hütet's Niemand gern.